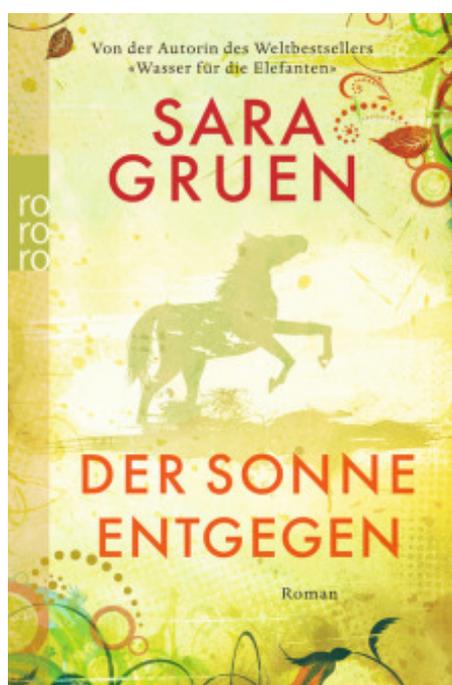


Leseprobe aus:

Sara Gruen

Der Sonne entgegen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Die gebürtige Kanadierin Sara Gruen zog es zunächst aus beruflichen Gründen in die USA. Als sie ihren Job verlor, begann sie zu schreiben. Gruens Debütroman »Alles Glück dieser Erde« (rororo 25881) wurde ein internationaler Bestseller, ebenso die Fortsetzung »Der Sonne entgegen«. Schriftstellerkollegin Rita Mae Brown urteilte: »Auch wenn Sie selbst nicht reiten, werden Sie diesen Roman lieben.« Gruens dritten Roman »Wasser für die Elefanten« (rororo 24845) lehnte ihr Stammverlag ab, und es fand sich nur ein kleiner, unabhängiger Verlag, der das ungewöhnliche Buch publizieren wollte. »Wasser für die Elefanten« wurde einer der größten Überraschungsbestseller des Jahrzehnts. Das Buch stand lange an der Spitze der Bestsellerliste und verkaufte sich allein in den USA mehr als zweieinhalb Millionen Mal. Die Verfilmung mit Reese Witherspoon, Robert Pattinson und Christoph Waltz war ein internationaler Kinoerfolg, das Buch zum Film erschien ebenfalls im Rowohlt Taschenbuch Verlag (rororo 25602). Zuletzt erschien »Das Affenhaus« (rororo 25619).

Von den Honoraren hat Sara Gruen sich ein stattliches Anwesen kaufen können, in dem sie nun mit ihrem Mann, den drei Kindern, zwei Pferden, vier Katzen, zwei Hunden und drei Ziegen lebt.

SARA GRUEN

DER SONNE ENTGEGEN

ROMAN

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel »Flying Changes«
bei HarperTorch / HarperCollins Publishers, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2013
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
»Flying Changes« Copyright © 2005 by Sara Gruen
Copyright © der deutschen Übersetzung von Andrea Brandl 2006
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Abbildung: thinkstockphotos.de)
Satz bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25909 8

Für Bob. Wie immer

»Und Allah nahm eine Hand voll Südwind,
ließ seinen Atem darüberwehen und erschuf
das Pferd.«

Sprichwort der Beduinen

Kapitel 1



Ich schrecke aus dem Schlaf hoch – in einer Sekunde saß ich noch auf Harry, habe mein Pferd geritten, jenes Phantom, diese flüchtige Gestalt, und in der nächsten beginnen meine Lider zu flattern, und ich starre an die Zimmerdecke. Als mir bewusst wird, dass ich nicht auf seinem Rücken sitze – sondern unter einer dicken Daunendecke im eiskalten Schlafzimmer des Apartments über dem Stall meiner Mutter liege –, schließe ich die Augen wieder, verharre reglos in dem Versuch, ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber es nützt nichts – sein Körper löst sich auf, die Zügel schmelzen in meinen Fingern dahin, und er galoppiert davon, so vergänglich wie ein Hauch im Wind. Ohne einen Muskel zu bewegen, lausche ich dem Verklingen seiner Hufschläge.

Ich höre sie. Ich schwöre. Bei Gott.

Harry taucht mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit in meinen Träumen auf, wenn man bedenkt, wie perfekt er sich in der Vergangenheit meinem Zugriff entzogen hat. Selbst Jahre nach seinem Tod habe ich mich so sehr nach ihm gesehnt, dass ich manchmal nachts die Augen zusammengekniffen und meine Gedanken endlos um ihn habe kreisen lassen – Harry mit erhobenem Kopf und geblähten Nüstern, wie er eine Weide entlanggaloppiert; Harry, wie er den Wind wittert, mit gespitz-

ten Ohren und einer Brust so hart wie Beton; wie seine herrlichen gescheckten Beine vorschnellen wie bei einem Saddlebred – in der Hoffnung, einen Traum heraufzubeschwören.

Doch es gelang mir nie. Wie sehr ich mich auch an ihn klammerte, im entscheidenden Moment verlor ich die Kontrolle, so dass er mir wieder entglitt und dort hin verschwand, wo ich nicht hin durfte, wo auch immer dieser Ort sein mochte. Die wenigen Male, die er in meinen Gedanken erschien, waren nicht willkommen und schrecklich und zeigten ihn genau in jenem Augenblick, als er vor all den Jahren unter mir zu Tode kam.

Aber jetzt nicht mehr. Inzwischen erscheint er mir in voller Größe, gesund und wohlbehalten. Und ich bin neununddreißig und nicht mehr achtzehn. Manchmal sitze ich auf seinem Rücken, und wir reiten in leichtem Galopp durch Felder aus wogendem Gras. Manchmal stehe ich neben ihm und spüre seinen Atem in meiner Hand, höre ein leises, tiefes Wiehern in seiner Brust, wenn er mich begrüßt. Manchmal springen wir sogar über Zäune, einen nach dem anderen, vereint in einem perfekten Rhythmus.

Sein Tod liegt mehr als zwanzig Jahre zurück, und trotzdem besitzt er in meinen Träumen dieselbe Bedeutung wie früher in meinem Leben.

Ein Psychologe würde wahrscheinlich sagen, er sei schon immer da gewesen, nur würde ich erst jetzt zulassen, dass er sich zeigt. Dass ich endlich an dem Punkt angelangt sei, wo ich an ihn denken könne, ohne zu zerbrechen. So würde es ein Psychologe beschreiben. Aber das kann ich nicht genau sagen, weil ich nicht in Behandlung bin.

Mom und Dan haben es vorgeschlagen, unabhängig voneinander, auch wenn ich mir beim besten Willen nicht vorstellen kann, weshalb. Meine Reaktion war je-

des Mal eine Mischung aus lautstarker Empörung und tiefer, mit Wut durchsetzter Verletztheit (während ich im Geiste meine jüngsten Taten und Bemerkungen durchging, um herauszufinden, warum genau alle um mich herum immer taten, als hätte ich den Verstand verloren). Aber ich muss gestehen, dass ich die Idee später – in der Abgeschiedenheit meines Zimmers, wenn es keinen Anlass mehr gab, die Stacheln aufzustellen – eigentlich recht spannend fand. Natürlich nicht spannend genug, um sie ernsthaft in Betracht zu ziehen, aber immerhin so spannend, um mich zu fragen, was ein Psychologe bei jemandem wie mir wohl ausrichten könnte. Wahrscheinlich ist das nicht die beste Freizeitbeschäftigung für jemanden, der ohnehin dazu neigt, alles zu Tode zu analysieren, doch der Gedanke geht mir trotzdem nicht mehr aus dem Sinn. Eine Idee lässt sich nicht einfach herausziehen wie ein Stöpsel aus der Badewanne.

Während die Amateurpsychologin in mir beschlossen hat, dass meine Träume so sehr von Harry dominiert werden, weil mir die Tatsache, dass ich seinen Bruder gefunden habe, gestattet, meine seelischen Wunden heilen zu lassen, glaubt ein anderer Teil von mir in gewisser Weise (was ich nicht beschreiben kann und auch nie offen zugeben würde), dass Harry einen Weg gefunden hat, wieder in mein Leben zu treten, mir seinen Segen gibt und froh ist, dass Hurrah sicher in seiner Box unter mir steht.

Ich lege die Arme um mein Kopfkissen und seufze, und mein Herz ist so erfüllt und weich, als hätte ich von einem Geliebten geträumt. Es ist ein Gefühl, das mich den ganzen Tag über begleiten wird und für das ich dankbar bin.

Es ist sein Geschenk an mich.

Die Schultern gegen die Kälte hochgezogen, schlüpfte ich eilig in meine Sachen. Ich habe am Vorabend das Fenster einen Spaltbreit offen gelassen, so dass ich meine Atemwölkchen sehen kann, als ich meine Jeans, einen Pulli und eine Steppweste anziehe. An der Tür bleibe ich kurz stehen, ehe ich zurückgehe und mit der Bürste durch mein zerzaustes Haar fahre. Ich werde mich später salonfähig machen, aber mit knapp vierzig steigt man nicht einfach aus dem Bett und verlässt das Haus, selbst wenn man nicht davon ausgeht, jemandem in die Arme zu laufen. Insbesondere wenn man Mutter einer sechzehnjährigen Tochter ist, die jedes Mal entsetzt ist, wenn sie mich erwischt und ich – wie sie es nennt – wie »eine Meerhexe« aussehe.

Ich habe meine Bürste erst vorgestern gereinigt, trotzdem ist sie schon wieder voller Haare. Die verfilzten Büschel lösen sich mit einem Geräusch aus den Borsten, als reiße man einen Klettverschluss auf. Ich betrachte sie und untersuche sie auf ihr Blond-zu-Grau-Verhältnis. Immer noch vorwiegend blond, Gott sei Dank – obwohl ich einige ins Licht halten muss, um ganz sicher zu sein. Dann beuge ich mich vor, sehe in den Spiegel und unterziehe mein Haar und mein Gesicht einer grundsätzlichen Musterung.

Eine Minute später haste ich polternd die hölzernen Stufen hinunter. Unten im Stall ist es sogar noch kälter als im Apartment. Er ist zwar beheizt, aber nicht wie ein Wohnhaus, da die Pferde ohne Decken nach draußen gehen und wir das Wachsen ihres Winterfells nicht behindern wollen. Ich reibe die Hände aneinander, in der Hoffnung, dass sie warm werden, ehe ich in den separat beheizbaren Aufenthaltsraum trete, die Heizung auf mollige dreiundzwanzig Grad aufdrehe und mir eine Tasse Kaffee zubereite.

Und jetzt kommt mein Morgenelixier.

Drei oder vier Mal pro Woche, wenn der Traum von seinem Bruder kaum verflogen ist, gehe ich nach unten und reite Hurrah. Am Tag reite ich die anderen Pferde, meist im Rahmen einer Unterrichtsstunde, wenn es einfacher ist, etwas zu zeigen, statt es in der Theorie zu erklären, aber niemals Hurrah. Ihn reite ich nur zu meinem privaten Vergnügen.

Ich bin nicht diejenige, die »eine große Sache daraus macht«, wie Mom es ausdrückt. Nein, das tun nur die anderen, was es mir unmöglich macht, mich normal zu benehmen. Es ist ein Teufelskreis, ich weiß. Aber wie soll ich Hurrah vor ihren Augen reiten, wo ich doch genau weiß, dass sie angestrengt Ausschau nach Anzeichen von Besessenheit meinerseits halten? Wo ich weiß, dass sie jeden Blick, jede Bewegung von mir interpretieren? Wenn man bedenkt, was letztes Jahr passiert ist, kann ich es ihnen nicht verdenken, aber letzten Endes hindert es mich daran, vor ihren Augen auf Hurrah zu reiten.

Die einzige Ausnahme bilden die Stallburschen. Sitze ich noch auf dem Pferd, wenn sie kommen, steige ich nicht sofort ab und führe ihn in seine Box, denn sie wissen die Privatsphäre einer Frau zu wahren. Sie tun nicht so, als würden sie mich nicht sehen, sie nicken mir einfach nur grüßend zu und lassen mich allein mit meinem Pferd. Als Zeichen meiner Dankbarkeit Sorge ich dafür, dass eine heiße Tasse Kaffee auf sie wartet, wenn sie morgens kommen.

Mein Pferd. Die Worte klingen noch immer so süß, dass Tränen in meinen Augen brennen, wenn ich an sie denke. Und im Gegensatz zur allgemeinen Meinung bin ich mir durchaus bewusst, welches Pferd ich vor mir habe. Rein äußerlich mag Hurrah der Doppelgänger seines Bruders mit seiner einzigartigen Fellzeichnung sein, aber er ist zweifellos ein Individuum. Es erstaunt mich

immer wieder, wie anders Hurrah sich unter dem Sattel anfühlt – beziehungsweise unter meinen Beinen, da ich ihn stets ohne Sattel reite. Und damit meine ich ohne Satteldecke, auf dem bloßen Rücken.

Würde mich jemand fragen, weshalb ich das tue, würde ich antworten, ich sei zu faul, um ihn zu satteln, aber das ist nicht der wahre Grund. Der Grund ist ganz einfach: Ich will nichts zwischen mir und meinem Pferd spüren.

Wenn meine Knie und Waden an seinen warmen, kräftigen Muskeln liegen und meine Hände durch den vibrierenden Zügel mit seinem Maul verbunden sind, kann ich spüren, wie sich Gedanken in seinem Kopf formen. Eigentlich würde ich mir sehr klug dabei vorstellen, nur ahnt er *meine* Gedanken, bevor sie noch entstehen. Genau in der Sekunde, in der mein Gehirn den Gedanken »Galopp« formt, richtet er bereits sein Genick auf, setzt die Hinterhand unter und fällt in eine Gangart, die eigentlich für das Dressurviereck gedacht ist – langsam, kontrolliert und fließend zugleich, eine Gangart, die keinen Zweifel an seiner olympischen Vergangenheit aufkommen lässt.

Hurrah trägt mich, und ich lasse mich von ihm mitreißen. Wenn ich auf ihm reite, bin ich ein anderer Mensch – selbstbewusst, kompetent, handle auf einer Ebene unterschwelliger Gedanken und befinde mich in perfekter Harmonie mit dem herrlichen Tier. Wenn ich absteige, fühle ich mich wie neu geboren, voller Energie. Wie könnte ich jemanden an diesem Erlebnis teilhaben lassen? Das wäre beinahe so, als gestattete ich einem fremden Menschen, dabei zuzusehen, wie ich mit einem Mann schlafe.

Mit vor Aufregung klopfendem Herzen gehe ich zur Box.

Als ich um die Ecke biege, fällt mein Blick auf die ge-

öffnete Tür. Ich bleibe stehen, blinze verwirrt, weil es unmöglich ist. Ich habe doch am Vorabend selbst alles überprüft. Als mir klar wird, dass ich keine Halluzinationen habe, sondern die Boxentür tatsächlich offen steht, laufe ich los und bleibe abrupt vor der Schiebetür stehen.

Die aufgehende Sonne sickert durch die vergitterten Fenster, Staubwolken wirbeln im fahlen Licht auf, ansonsten ist die Box leer.

Hastig sehe ich mich um, während ich überlege, was passiert sein könnte. Die Außentüren sind verschlossen, das heißt, falls der Riegel nicht vorgeschoben war und er die Boxentür mit der Nase aufgestoßen hat, muss er noch irgendwo im Stall sein – hoffentlich frisst er sich nicht gerade durch die Futtertonnen. Bilder von Koliken und Hufrehe schießen mir durch den Kopf.

Ich haste zur Kammer mit den Futterbehältern. Sie ist fest verschlossen.

Okay. Okay. Er ist draußen, aber er explodiert nicht, weil er sich mit Hafer voll gefressen hat. Die Gefäße, die zu seinen Beinen führen, verstopfen nicht. Seine Eingeweide verschlingen sich nicht.

Ich laufe sämtliche Gassen im Stall ab – allesamt leer –, ehe ich in die Reithalle stürme. Auch dort ist er nicht. Endlich, unter Atemzügen, deren Heftigkeit meine wachsende Panik verraten, stürze ich in den Korridor, wo das Sattelzeug aufbewahrt wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Eva ihn ungefragt mit herausnehmen würde, aber allmählich fallen mir keine anderen Alternativen mehr ein.

Ihr Helm hängt am Haken, ihr Sattel liegt auf seinem Ständer. Ich schlage die Hand vor den Mund, wenn auch erst, nachdem ich einen Schrei ausgestoßen habe.

Jemand hat ihn gestohlen.

Da die Außentüren verschlossen sind, gibt es keine andere Möglichkeit. Es sei denn –

Ich laufe zu den Außentüren, lausche dem leisen Wimmern, das über meine Lippen zu kommen scheint. Ich bin mir nicht darüber bewusst, dass ich diese Geräusche mache, doch gibt es keinen Zweifel daran.

Draußen verfliegt beim Anblick des leeren Parkplatzes mein letztes Fünkchen Hoffnung. Meine Idee war ohnehin höchst unwahrscheinlich gewesen – dass die Stallburschen unbemerkt zur Arbeit gekommen sein, Hurrah und nur Hurrah herausgeholt haben, die Türen geschlossen und unerklärlicherweise draußen geblieben sein könnten.

Ich bleibe abrupt stehen, wie gelähmt vor Angst.

Ich muss etwas tun, muss die Polizei rufen, aber von wo aus? Ich entscheide mich für das Wohnhaus, wo ich wenigstens Mom an meiner Seite habe.

Auf halbem Weg, während ich ächzend und schnauwend den Hügel hinauflaufe, so schnell mich meine neununddreißig Jahre alten Beine tragen, höre ich Hufklappern, das die perfekte morgendliche Stille zerreißt. Es kommt von links. Ich bleibe stehen und drehe mich zu den beiden Koppeln um, auf denen kein Pferd etwas zu suchen hat, da sie erst im Herbst gemäht werden sollen. Das ist unser Versuch, den Verbrauch an gekauftem Heu so gering wie möglich zu halten – eine von Moms Sparmaßnahmen, die ich belächelt habe, bis ich eine Zeit lang selbst versucht habe, den Reitstall zu managen.

Jetzt, Ende März, gleichen die hellbraunen, halb gefrorenen und von der dicken Schneedecke platt gedrückten Stoppeln allerdings eher Stroh als Heu. Der Schnee ist zwar mittlerweile geschmolzen, der Untergrund jedoch nach wie vor gefroren. Die Hufe klingen hohl, hämmern in erbarmungslosem Galopp-Rhythmus, verstärkt von der leicht gewölbten Oberfläche der Weide. Sie scheinen von nirgendwo und überall gleich-

zeitig zu kommen, und ich kann absolut nichts erkennen, da mir die tief hängenden, dichten Nebelschwaden die Sicht nehmen.

Ich halte den Atem an und halte weiter Ausschau, versuche, nicht zu blinzeln, und gerade als ich sicher bin, dass sich irgendwann endlich ein Pferd materialisieren muss – *Zack!* –, löst sich aus einer Dunstwolke ein Zentaur – oder, besser gesagt, meine Tochter, die ihre langen Beine um mein Pferd geschlungen hat, ohne Sattel, ohne Helm, ihr langes, von Natur aus blondes, derzeit aber schwarz gefärbtes Haar fliegend, die Schultern eingezogen. Sie treibt ihn mit den Händen an und galoppiert dahin, als wäre eine Horde wild gewordener Mongolen hinter ihr her. Sie reitet so schnell, dass ich Zweifel habe, ob ihr aufgefallen ist, dass sie direkt auf einen der weißen Lattenzäune zusteuert, die die Koppeln umgeben.

Mein Herz hängt irgendwo auf der Höhe meiner Speiseröhre und versagt seinen Dienst. Ich kann weder atmen noch schreien.

Eva, bitte sieh den Zaun.

Bitte, lieber Gott, mach, dass sie den Zaun sieht.

Eva, Herrgott noch mal, sieh den Zaun!

Und dann dämmert es mir, dass sie den Zaun selbstverständlich bemerkt. Sie sieht doch gradewege in seine Richtung, genauso wie Hurrah. Sie wird in gestrecktem Galopp darüber springen, ohne Sattel, auf meinem siebzehnjährigen, einäugigen Pferd.

In dieser absurden Zeitlupe, die Unfällen stets vorangeht, wappne ich mich für all die Möglichkeiten – Hurrah wird die Vorderbeine in den Boden rammen, die Knie durchstrecken, und mit der Brust voran in den Zaun rutschen, der wie Feuerholz splintern und zerbersten wird. Die Wucht des Aufpralls wird meine Tochter über seinen Kopf und über den Zaun hinweg

katapultieren und sie auf den gefrorenen Boden schleudern. Sie wird wie eine Blechdose zerquetscht werden und – sollte sie das Ganze überleben – katastrophale Verletzungen am Kopf und an der Wirbelsäule davontragen. Die Holzplanken des Zauns werden Hurrahs massivem Gewicht nicht standhalten, so dass sich die scharfen Splitter wie Banderillas bei einem armen Stierkampf bullen in seine Brust bohren werden. Und dann wird er mit seinen über 500 Kilo Gewicht über Evas knapp 60 Kilo zusammenbrechen und ihren Brustkorb, ihre Lungen und alles andere zerquetschen.

Oder Hurrah wird den einen Meter zwanzig hohen Zaun anspringen, und meine Tochter – die zwar hervorragend auf dem Pferd sitzt, aber was zum Teufel nützt einem das, wenn man in vollem Galopp auf einen so hohen Zaun zusteuert und nichts als einen blanken Pferderücken unter sich hat? – wird abgeworfen. Und dabei ist von zentraler Bedeutung, *wo* das geschieht: passiert es, während er abhebt, fällt sie auf die Seite und damit außerhalb von Hurrahs Reichweite. Das ist der günstigste Fall, denn sie wird sich zwar einige Brüche zuziehen, doch die Chancen stehen ziemlich gut, dass sie sich auf ein Bein, einen Arm, die Hüfte oder das Schlüsselbein beschränken und ihr Genick verschont bleibt.

Der letzte Gedanke, der mir durch den Kopf schießt, während die beiden mit ungedrosseltem Tempo auf den Zaun zuhalten, ist, dass sie ihn überwinden, dafür aber die Landung missglückt. Hurrahs Vorderhufe werden auf dem Boden aufkommen, doch statt Halt zu finden, wird er auf dem gefrorenen Boden dahinschlittern, bis seine Speichenknochen brechen. Eva hat keine Chance. Sie wird schlicht und einfach über seine Schulter rutschen, so wie ich auf Harry, und mit knapp dreißig Meilen pro Stunde mit dem Kopf voran auf dem Boden aufschlagen.

Die eisigen Hände gegen die Wangen gepresst, sehe ich den beiden hilflos zu.

Hurrah hebt den Kopf.

Seine Nüstern blähen sich, und seine Ohren sind aufgerichtet.

Ich versuche, ihm eine Botschaft zu übermitteln: *Tu's nicht, Hurrah. Ich weiß, dass sie will, dass tu es tust, aber lass es bleiben.*

Aber nichts hält sie mehr auf. Eva pumpt mit den Armen wie ein Jockey auf der Zielgeraden, während ihre kräftigen Teenagerbeine seinen Rumpf umfängen. Als sie nur noch knapp zwanzig Meter vom Zaun trennen, löst sich ein leises Wimmern aus meiner Kehle, und gerade als ich mich frage, ob ich die Kraft besitze, ihnen zuzuschauen, oder ob ich mich abwenden muss, dreht Eva den Kopf zur Seite und sieht mich. Sie lehnt sich zurück, reißt Hurrah hart nach links herum, hebt den Arm und stößt einen triumphierenden Schrei aus. Dann packt sie mit beiden Händen die Zügel, pariert ihn zu einem ruhigen Galopp und lässt ihn schließlich in Trab fallen. Das Reiten ohne Sattel scheint ihr keinerlei Mühe zu bereiten, wie mir auffällt, auch wenn sich mein Herzschlag noch immer nicht beruhigt hat.

»Oh hallo, Ma«, sagt sie und kommt vor mir zum Stehen. »Was liegt an?« Hurrahs Nüstern blähen sich, so dass ich die rosafarbene Haut auf den Innenseiten sehen kann. Sein gescheckter Brustkorb hebt und senkt sich wie ein Blasebalg, und seine Flanken sind mit schaumigem Schweiß bedeckt.

Ich starre die beiden mit offenem Mund an. Meine Beine fühlen sich schwach und zittrig an, und ich habe Mühe, aufrecht stehen zu bleiben.

»Alles okay mit dir?«, fragt Eva, beugt sich vor und mustert mich prüfend. »Du siehst nicht besonders gut

aus. Hast du heute Morgen überhaupt schon dein Haar gebürstet?«

Es dauert ein paar Sekunden, bis ich meine Sprache wiederfinde. »Eva, was tust du da?«

»Ich reite. Wonach sieht es denn sonst aus?«

Wieder bin ich zu verdattert, um sofort etwas sagen zu können. »Steig ab«, bringe ich schließlich hervor.

»Was?«

»Steig ab!«

Für den Bruchteil einer Sekunde blitzt ein Anflug von kampflustigem Trotz in ihrer erschrockenen, verblüfften Miene auf. Mit hochgezogenen Brauen und geschürzten Lippen schwingt sie das rechte Bein über Hurrahs Rücken und gleitet herunter – den Blick die ganze Zeit demonstrativ von mir abgewandt.

Ich schließe die Augen und ringe um meine Fassung, versuche, meinen Herzschlag zu zwingen, sich wieder zu normalisieren. Als ich sie wieder öffne, hat sie die Zügel über Hurrahs Kopf gezogen und streicht seine Stirnlocke glatt.

»Ich verstehe überhaupt nicht, warum du so sauer bist«, sagt sie beiläufig.

»Du hast ihn ohne Sattel geritten!«, explodierte ich. »Ohne Helm! Du bist in vollem Galopp auf gefrorenem Boden auf einen Zaun zugeritten! Auf einem einäugigen Pferd!«

»Na und?«, erwidert sie ungerührt, schnalzt mit der Zunge und geht auf das Tor zu, dicht gefolgt von dem schnaufenden Hurrah.

»Na und?«, wiederhole ich ungläubig. »Na und?«

Ich gehe auf der anderen Seite des Zauns neben ihnen her, spähe nervös durch die Holzplanken auf Hurrahs Beine. Kein Anzeichen einer Lahmheit. Ich richte mich wieder auf. Obwohl es beiden gut zu gehen scheint, werde ich das unbehagliche Gefühl nicht los. Mein

Atem geht noch immer schnell, und das Adrenalin pulsiert in meinen Adern.

»Ich weiß überhaupt nicht, wieso du dich so aufregst«, sagt sie und bleibt vor dem Gatter stehen. »Ich reite doch immer ohne Sattel. Okay, ich hätte einen Helm aufsetzen müssen, aber ich bin ja nicht gesprungen oder so.«

»Aber du wolltest, stimmt's?«

Geschickt öffnet sie das Gatter und reißt es auf, so dass es mir entgegenschnellt.

Ich halte es auf, während sie Hurrah hinausführt, und schließe es wieder. Während ich noch an der Sicherheitskette herumfummle, geht sie bereits zum Stall.

»Eva, warte bitte!«

Natürlich tut sie nichts dergleichen, sondern geht weiter, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen.

Ich hasse es, wenn sie das tut. Derjenige, der folgt, hat keinerlei Kontrolle über das, was passiert, und das weiß sie ganz genau. Und genau das ist ja der Grund, weshalb sie es tut. Die Sicherheitskette entgleitet meinen eisigen Fingern, und ich muss in Laufschrift verfallen, um sie einzuholen. Hinter mir schwingt knarrend das Tor wieder auf.

»Eva!«, sage ich, als ich mich endlich auf einer Höhe mit ihr befinde. »Hör auf, vor mir wegzulaufen! Eva, bitte!«

Sie stellt sich taub.

»Eva! Ich habe dich gebeten, stehen zu bleiben!«

Endlich habe ich sie eingeholt. Ich laufe hinter Hurrah vorbei und reiße ihr die Zügel aus der Hand.

Hurrah reißt den Kopf hoch und richtet sein linkes Auge auf mich, um zu sehen, wer ihn zum Stehen gebracht hat. Ich streichle sein Gesicht und murmle ein paar leise Worte, bis er sich beruhigt hat.

Für einen kurzen Augenblick sehe ich Überraschung

in Evas Miene aufflackern, doch sie hat sich sofort wieder in der Gewalt, stemmt die Hände in die Hüften und verlagert das Gewicht auf ein Bein. Geräuschvoll stößt sie den Atem aus und verdreht die Augen.

»Sag die Wahrheit. Wolltest du über diesen Zaun springen?«

Ihre braunen Augen fixieren mich. Sie lässt sich ein paar Sekunden Zeit, ehe sie antwortet. »Kann schon sein«, antwortet sie achselzuckend. »Okay, gut, ja, ich wollte springen.«

»Oh Gott, Eva. Du hättest tot sein können.«

»Niemals«, schnaubt sie finster. »Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie heruntergefallen.«

»Das heißt gar nichts!«, schreie ich. »Nichts. Seit er sein Auge verloren hat, ist er kein einziges Mal gesprungen. Was, wenn er sich überschätzt hätte? Wenn er in den Zaun gerutscht wäre? Wenn er verweigert hätte? Du hattest keinerlei Schutz. Keine Steigbügel, keinen Helm. Nichts!«

»Wird Zeit, dass du ein bisschen runterkommst, Ma.«

»Wie bitte?« Ich lasse die Hände sinken, sehe ihr Verständnis suchend in die Augen. Ich bin erschüttert, vollkommen traumatisiert und stehe vor einer Jugendlichen, die keine Ahnung hat, was um ein Haar passiert wäre.

Hurrah tänzelt nervös, macht ein paar Schritte rückwärts. In seinem linken Auge, das er mühsam auf uns gerichtet hält, erscheint das Weiße.

Ich trete vor und beruhige ihn, streiche über seine Wangen und seinen Hals. »Geh ins Haus und warte dort auf mich«, befehle ich Eva.

Ihre Miene verfinstert sich. »Wieso?«

»Weil unser Gespräch noch nicht beendet ist.«

Sie macht kehrt und stapft die Auffahrt hinauf. »Scheiße«, murmelt sie, gerade noch laut genug, dass

ich es verstehen kann, aber so leise, um notfalls behaupten zu können, ich hätte mich verhört, insbesondere weil sie im selben Moment mit dem Stiefel eine Salve Kieselsteine aufwirbelt.

»Bleib sofort stehen!«

Sie bleibt stehen und legt den Kopf in den Nacken.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Was hast du da gesagt?«

»Ich habe überhaupt nichts gesagt!«, behauptet sie, ohne sich umzudrehen.

»Doch, das hast du, und das weißt du auch!«

Keine Antwort.

»Du hast Hausarrest«, verkünde ich.

»Das ist ja mal was ganz Neues«, grummelt sie und setzt ihren Weg fort, wobei sie erneut mit der Stiefelspitze den Kies aufwirbelt.

Ich sehe ihr nach. Sie geht die Rampe hinauf, die auf die Veranda führt, verschwindet durch die Hintertür und knallt sie lautstark zu.

Arme Mom. Wenn sie in der Küche ist, wird sie sich einiges anhören müssen.

Ich wende mich Hurrah zu und fahre mit der Hand zwischen seinen Vorderbeinen entlang. Seine Brust ist schweißnass. Wieder flackert Wut auf meine Tochter in mir auf, obwohl ich weiß, dass sie ihn ordnungsgemäß abgekühlt hätte, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt hätte. Eva kennt sich mit Pferden aus und liebt sie ebenso wie ich. Ich bin diejenige, mit der sie ein Problem hat.

Ich führe Hurrah in die Reithalle, gehe langsam mit ihm im Kreis und bleibe von Zeit zu Zeit stehen, um seine Brust zu betasten und seine Atmung zu kontrollieren. Als er vollständig abgekühlt ist, bringe ich ihn in seine Box, wo er später seine Pellets zum Frühstück bekommen wird. Die anderen Pferde werden in ihrer Vorfreude auf ihre Mahlzeit bereits unruhig und wiehern

leise. Ich könnte selbst mit dem Füttern anfangen, aber die Stallburschen haben ihr eigenes System, das sie wie eine Wissenschaft betreiben und das ich nicht durcheinander bringen will.

Als ich den Stall verlasse, sehe ich sie in ihren beiden uralten Autos die Auffahrt heraufholpern. Lustlos hebe ich die Hand zum Gruß und gehe langsam auf das Haus und das, was mich dort erwartet, zu.

Etwa auf halbem Weg dämmert mir, dass es nicht Harrys Hufschläge waren, die mich am Morgen geweckt hatten, sondern Hurrahs.

Eine Hand auf dem Türknauf, halte ich einen Moment lang inne, starre auf die borstige Fußmatte und wappne mich für den Fall, dass Eva noch in der Küche ist. Schließlich hole ich tief Luft und trete ein.

Zu meiner Erleichterung steht Mom allein in der Küche, das blonde Haar zum gewohnten straffen Knoten frisiert, und gibt Kaffeebohnen in die elektrische Mühle. Der Reißverschluss ihres türkisfarbenen Steppmorgenrocks ist bis zur weichen, schlaffen Haut unter ihrem Kinn hochgezogen. Ich frage mich, ob sie sich schon einmal die Haut im Reißverschluss eingeklemmt hat und, falls ja, ob es sehr wehgetan hat und sie Mühe hatte, sie wieder herauszubekommen.

Mom sieht mich stirnrunzelnd an, als hätte sie meine Gedanken gelesen, ehe sie sich wieder der Kaffeemühle zuwendet. Ihr Knirschen erfüllt die Küche und entbindet uns davon, etwas sagen zu müssen. Ich streife meine Stiefel ab, hänge meine Weste an den Haken an der Hintertür und setze mich an den Tisch.

Mom gibt die gemahlene Bohne in die Kaffeemaschine und schaltet sie ein. Augenblicklich beginnt sie zu gurgeln, was bedeutet, dass sie sie bereits mit heißem Wasser gefüllt hat.